

Kultur

Wenn Schubert an der Street-Parade gewesen wäre

Die Camerata Bern hatte am Sonntag das Berliner Kuss Quartett zu Gast. Gemeinsam erkundeten sie im Zentrum Paul Klee die wunderbare Welt des Streichquartetts.

Marcel Kreis

Stellen Sie sich folgendes Szenario vor: ein Rave, sagen wir die Zürcher Street-Parade. Zehntausende Tanzwütige schütteln ekstatisch ihre Glieder zu elektronischer Musik. Manch einer trägt einen Hauch von Nichts in knalligen Neonfarben auf und Ecstasy in sich. Und mitten drin steht Franz Schubert, sein Krausehaar gezähmt nach hinten geklebt, eine Federboa in Pink und anstatt der dicken Flaschenboden-Brille gelbe Kontaktlinsen. Tief versunken suhlt er sich in den

sphärischen, sich wiederholenden Klängen, die aus den Lautsprechern dröhnen. Er ist auf der Suche nach Inspiration für ein neues Werk.

Ein solcher Gedankengang liegt dem Werk «The Rave and the Nightingale» für Streichquartett und Streichorchester des Australiers Matthew Hindson zugrunde, das die Camerata Bern neben Haydn, Mozart und Brahms in ihr drittes Abokonzert gepackt hat. Hindson hat sich nämlich die Frage gestellt, welche Art von Musik Franz Schubert komponiert hätte, wäre er 200 Jahre später geboren - in einer Zeit, in der elektronische Musik die Massen bewegt.

Als Ausgangslage dient Hindson das grossartige letzte Streichquartett von Schubert - ein progressives Werk, das an der Grenze zwischen Tonalität und Atonalität spielt und damit die Konventionen der Zeit sprengte. Aus dem Nichts

fliesst in Schuberts Werk ein erster Klang, der sich ungehalten in ein Crescendo stürzt, dann abrupt abfällt. Ein rhythmisches Gefüge folgt, das den Grundcharakter des ganzen Werkes offenbart. Die Tonart ist kaum greifbar, kaputtet den Zuhörer in einen orientierungslosen Schwebezustand, in eine Trance. Zustände, die auch die elektronische Musik eines Raves auslöst. Diesen Schubertschen Anfang übernimmt Matthew Hindson ohne Eingriffe. Doch schon bald splittet er das Original auf, schiebt Perkussives ein und verzerrt. Doch immer wieder flackern Akkorde oder kurze Passagen des Originals auf. Die Camerata Bern steht im Rücken des Kuss Quartetts, greift Fetzen auf und gibt der Komposition mit dem einwandfreien Spiel Tiefe, aber auch Weite.

Die Idee des Australiers ist vielversprechend, die kompositorische Umset-

zung aber dürfte wagemutiger sein. Das typische rotierende Element, von dem die elektronische Musik lebt, fehlt in seiner Komposition. Und manche Rückführungen in die Originalklänge sind teilweise etwas gar hölzern geraten.

Garantin für Qualität

An der Interpretation des renommierten Berliner Kuss Quartetts und der Mitglieder der Camerata Bern hingegen gibt es kaum etwas auszusetzen. Wie so oft kann man sich auf die Konzerte der Berner Formation verlassen: Sie ist eine Garantin für hohe Qualität. Auch die Programmwahl ist vielfarbig, ausgefallen und punktuell abseits des Mainstreams. Am Sonntagabend aber hätte es ein zusätzliches kleines Abenteuer im Programm gut vertragen, hat der ravende Schubert doch die Tür dazu geöffnet.